

Bestimmung.

Christine Rhömer

Das Vermächtnis der Meda von Trier

Fehden und schicksalshafte Liebe prägen auch die nächste Generation.
Band 2 der Meda von Trier Saga.





wurde 1969 in Niedermendig/Eifel geboren und verbrachte ihre Kindheit in Thür, dem Ort »Thure« im Roman. Parallel zum Studium der Germanistik und Kunst in Köln und Wuppertal beginnt sie, Kurzgeschichten, Gedichte und Romanfragmente zu verfassen. 2017 veröffentlichte sie ihren Debüt-Roman »Weißgold-Flügel«; 2018 folgten weitere Werke. »Das Vermächtnis der Meda von Trier« ist ihr zweiter historischer Roman. Er setzt die »Meda«-Saga fort, die mit »Das Mündel der Meda von Trier« ihr erfolgreiches Debüt beim pingulett Verlag feierte. Christine Rhömer lebt heute mit ihrem Mann und ihren Kindern in der Nähe von Köln.

CHRISTINE RHÖMER

DAS
VERMÄCHTNIS
DER (MEDA)
VON TRIER

HISTORISCHER ROMAN

pínguletta



© 2024 by Christine Rhömer
© 2024 pinguletta® Verlag, Kelttern

F01_2024 V2024-06-27

Alle Rechte vorbehalten. Sämtliche – auch auszugsweise –
Verwertungen nur mit Zustimmung des Verlags.

Cover Artwork: © Helmut Speer | pinguletta Verlag
Grafik Magic antiken (Cover, Buch): © robin.ph/Shutterstock
Grafik Odins Raven © Bourbon-88/Shutterstock
Landkarten: © Matthias Kronz (mkk.art.atelier)

Produktion: Helmut Speer | pinguletta Verlag
Lektorat: Texthüterin Dr. Donata Schäfer

Buch: ISBN 978-3-948063-48-1
E-Book: ISBN 978-3-948063-49-8

www.pinguletta-verlag.de



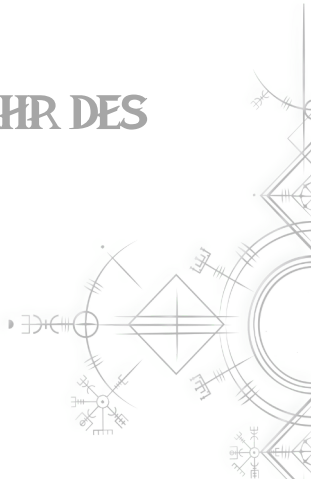
**DER NORDOSTEN OBERLOTHRINGENS
ZU BEGINN DES 12. JAHRHUNDERTS**



K

APITEL EINS

RHEINSPORN, IM JAHR DES
HERRN 1114



Zärtlich und fordernd zugleich griff der Wind in Idas Haar, als sie im gestreckten Galopp über die Ebene unterhalb von Burg Rheinsporn am Fluss entlangritt. Der Weg führte sie durch saftige Wiesen und war atemberaubend. Auf den angrenzenden Feldern stand goldgelber Weizen, gesprenkelt vom Blau der Kornblumen. Sommerblüher verströmten einen betörenden Duft, und die Luft war erfüllt vom Summen unzähliger Insekten. In der Ferne schimmerten die Erhebungen des Siebengebirges. Sie liebte den Rhein, der sich im Sonnenlicht glitzernd durchs Tal schlängelte, und die Ausritte gaben ihr das Gefühl, frei von all den Zwängen zu sein, die das Leben auf der Burg mit sich brachte. Auf dem Pferderücken fühlte sie, wie Lebensfreude durch ihren Körper pulsierte, und es war ihr egal, dass sich ihre Haut braun färbte, wenn sie sich lange unter freiem Himmel aufhielt. Das galt nun als unschicklich. Nur Landleute bekamen im Sommer eine dunklere Hautfarbe – Adlige konnten es sich leisten, ihre Zeit im Schatten zu verbringen. Als sie noch im vergangenen Jahr in der sengenden Sonne auf dem offenen Feld arbeiten musste, hatte es niemanden gestört, dass ihre Haut Farbe annahm.

Ida zweifelte daran, dass es gut für sie war, nicht mehr in Thure zu wohnen. Natürlich brachte das Dasein auf der Burg Annehmlichkeiten mit sich, die sie in ihrer ärmlichen Kate im Dorf nicht genossen hatten.

Doch schienen ihnen nicht alle Burgbewohner zugetan zu sein. Sie vermisste die Dörfler, mit denen sie groß geworden war und ohne die sie sich ein Leben kaum hatte vorstellen können. Insbesondere ihren Spielkameraden, Luitgards Sohn Ruben. Aber ihre Eltern waren glücklich, dass der Kaiser den rechtmäßigen Anspruch ihres Vaters auf Rheinsporn anerkannt hatte und dass sie nun die Burgherren waren. Die ganze Grafschaft war vermutlich froh, dass es den tyrannischen Grafen Bertolt nicht mehr gab. Mit Ausnahme seiner früheren Anhänger.

Inzwischen war sie ein Burgfräulein und genoss die damit verbundenen Privilegien. Dazu gehörte, sich ein Pferd aus dem Stall nehmen zu können. Als sich eine Aue vor ihr auftat, zügelte Ida den Wallach, rutschte aus dem Sattel und zog das verschwitzte Tier ans Wasser. Es war Zeit, ihm eine Atempause zu gönnen und Gelegenheit zum Trinken zu geben. Auch ihr würde eine Abkühlung guttun. Ihr Vater hatte sie eindringlich davor gewarnt, im Rhein zu baden, weil er heimtückisch sei und schon viele Menschen in die Tiefe gezogen habe. Dennoch verspürte sie Sehnsucht nach der kühlen Frische. Aufmerksam betrachtete sie die Strudel im Fluss. Es konnte wohl kaum schaden, wenn sie nur mit den Füßen hineinstieg. Sie schaute sich um, ob jemand in der Nähe war. Dann zog sie ihre hirschledernen Stiefel aus und wog sie in den Händen. Bequemes Schuhwerk gehörte zu den Annehmlichkeiten, die

mit ihrem neuen Stand verbunden waren. Mittlerweile musste sie nicht mehr barfuß in Holzpantinen herumlaufen, in denen die Füße im Winter ständig zu erfrieren drohten. Zudem durfte sie jetzt leuchtend bunte Kleidungsstücke tragen, eingefärbt mit Substanzen aus Wurzeln, Beeren, Blättern und Rinden. Nicht länger nur das triste Grau oder Braun, das den Bauern vorgeschrieben war.

Summend stellte Ida die Stiefel beiseite, rollte den Saum der Beinlinge unter ihrer Tunika hoch und stieg behutsam mit den Füßen ins Wasser. Nach dem anstrengenden Ritt war das herrlich erfrischend. Sie spürte, wie sich ihre Beine von den Fußsohlen aufwärts abkühlten. Konzentriert malte sie die Schutzzeichen, die sie von der Heilerin Meda kannte, in die Luft und Richtung Boden. Erst danach setzte sie vorsichtig einen Fuß in den Strudel in Ufernähe und genoss das prickelnde Gefühl. Doch weiter wagte sie sich nicht hinein – die Warnung des Vaters klang in ihren Ohren nach. Also blieb sie stehen und lauschte dem metallisch-hellen Gesang der Kohlmeisen-Männchen, die sich in der Hainbuche am Flussufer einen Wettstreit lieferten. Im Vogelgezwitscher kehrten ihre Gedanken zu ihrer Familie zurück.

Sie hatte nicht gewusst, dass ihre Eltern adlig geboren und auf Rittergütern aufgewachsen waren. Dass ihre Mutter dazu erzogen worden war, den Haushalt einer Burg zu führen, und ihr Vater für ein Leben als

Vasall des Königs bestimmt war. Hatte nicht geahnt, dass die Eltern ihrer Mutter noch lebten. Der einzige Verwandte, den sie all die Jahre über gekannt hatte, war ihr Patenonkel Adebar. Von diesem wusste sie zwar, dass er auf einer Burg wohnte, hatte sich aber als Kind nie darüber gewundert.

Einige Dinge bereiteten ihr Sorgen. Ihr Vater konnte jederzeit zu den Waffen gerufen werden, und mit ihrer neuen Rolle als Tochter des Pfalzgrafen von Rheinsporn waren Pflichten verbunden, die ihr nicht behagten. Unter anderem, dass sie wahrscheinlich einen fremden Mann würde heiraten müssen. Jemanden, der ihrem jetzigen Stand entsprach. Ein Spielmann hatte in der großen Halle berichtet, Kaiser Heinrich der Fünfte habe zu Beginn des Jahres eine zwölfjährige englische Prinzessin geheiratet. Ida schluckte. Ähnliches konnte auch ihr bald widerfahren. Sie war im gleichen Alter wie die Braut des Kaisers. Was sie über die Pflichten des Beilagers gehört hatte, flößte ihr Angst ein. Und besonders für kindhafte, zarte Frauen barg das anschließende Entbinden eine große Gefahr. In Thure, Menedich und Cuttenheim hatte sie Gebärende qualvoll sterben gesehen und wollte am liebsten kein Kind empfangen.

»Aber Vater hat versprochen, mich nicht gegen meinen Willen zu verheiraten«, beruhigte sie sich flüsternd.

Plötzlich fühlte sie sich beobachtet. Das Vogelgezwitscher war verstummt und eine unheimliche Stille breitete sich aus. Sie schnellte herum und erschrak, als sie Dietrich, einen der Rheinsporner Knechte, neben ihrem Wallach stehen sah. Sein schwarzes Haupthaar hing in Zotteln herab und ein buschiger Bart dominierte seine untere Gesichtshälfte. Zu den groben Beinlingen trug er ein gegürtetes Hemd und quer über dem Oberkörper einen Lederriemen, an dem ein Münzbeutel baumelte. Hinter ihm erkannte sie Ritter ihres Vaters und ein Pferdegespann mit Fuhrwagen. Die Burg war nurmehr ein Punkt am Horizont. Ihr wurde bewusst, wie weit sie sich von zu Hause entfernt hatte. Nun stand sie hier allein mit dem Knecht, der mindestens zehn Jahre älter war als sie, und anderen, feindselig dreinblickenden Männern. Wenn sie ihr etwas antun wollten, hätte sie dem nichts entgegenzusetzen, und niemand würde davon das Geringste mitbekommen. Konnte sie in dieser Situation noch auf Medas Schutzzeichen vertrauen? Eine kühle Windböe erfasste sie und ihre Hände begannen zu zittern.

»Ihr spielt mit Eurem Leben, Grafentochter.« Dietrich warf ihr einen verschlagenen Blick zu. »Hat Euer Vater Euch nicht gesagt, dass man nicht im Rhein baden sollte?«

»Ich bade nicht, ich kühle lediglich meine Füße, wie du siehst«, rief sie mit bebender Stimme zurück. »Was tust du hier?«

Er lachte auf, und es klang feindselig. »Was ich hier tue? Das fragt ausgerechnet Ihr, die Ihr Euch alleine herumtreibt, wie es sich für eine junge, adlige Frau gewiss nicht gehört?«

Die Sonne funkelte schräg hinter ihm und war im Begriff, im Horizont einzutauchen. Höchste Zeit, zurückzureiten. Betont gemächlich stieg Ida aus dem Fluss, damit die Männer nicht merkten, dass sie das Wasser aus Furcht vor ihnen verließ. Dietrich stand mit verschränkten Armen und musterte sie mit argwöhnischem Blick. Seine Begleiter hätten ihren düsteren Mienen nach zu urteilen sicherlich lieber ihrem früheren Herrn weitergedient. Obwohl Ida das Herz bis zum Hals schlug, trocknete sie sich die Füße langsam an ihrem Unterkleid ab und bemühte sich, das Zittern ihrer Hände zu verbergen. Dann zog sie die Lederstiefel demonstrativ sorgsam wieder an.

»Nun sag schon, was machst du hier?«, wiederholte sie ihre Frage, um das Gespräch in Gang zu halten und Dietrich abzulenken.

Er wies zum Karren. »Wir haben in Cuttenheim den Zehnten für Rheinsporn eingetrieben, so wie Euer Vater uns angewiesen hat.«

Ida hielt in der Bewegung inne. »Ihr wart in Cuttenheim?«

»Ja, habe ich doch gerade gesagt. Seid Ihr schwerhörig?«

Ida ignorierte seine Feindseligkeit und die Ungehörigkeit seines Benehmens. Als Knecht durfte er sich ihr gegenüber eigentlich nicht

derart unverschämt verhalten. »Wer hat euch den Zehnten ausgehändigt?«, fragte sie.

Er verzog die Mundwinkel. »Warum interessiert Euch das?«

»Weil ich im Nachbardorf aufgewachsen bin und jeden einzelnen Bewohner dort kenne«, blaffte sie zurück.

Dietrich zuckte mit den Schultern und spuckte aus. »Na und, was spielt das für eine Rolle? Jetzt seid Ihr die feine Burgherrentochter. Was kümmert Euch da das Bauerngesindel aus den Dörfern, die Eurem Vater lehnspflichtig sind?«

Ida spürte, wie sich Zornesröte auf ihren Wangen ausbreitete. »Wage es nie wieder, die Menschen dort als Gesindel zu bezeichnen!«

Mit einem halb belustigten, halb interessierten Ausdruck auf dem Gesicht kam Dietrich ein paar Schritte auf sie zu. Seine muskulöse Gestalt wirkte bedrohlich. »Ihr mögt diese Bauern?«

Sie wich zurück. »Natürlich mag ich sie. Ich bin zwölf Jahre lang mitten unter ihnen aufgewachsen und habe gesehen, wie hilfsbereit sie sich gegenseitig in der Not unterstützen. Oder sich mit anderen freuen, wenn es etwas zu feiern gibt. Auf Rheinsporn bin ich umgeben von Menschen, die mir wenig Gutes wollen.« Ida zerrte an den Stiefeln, bis sie endlich fest an ihren Füßen saßen. »Du vermutlich einbegriffen.« Entschlossen schwang sie sich auf den Rücken ihres Wallachs und stob davon.

»He, jetzt wartet doch!«, rief Dietrich ihr hinterher. »Wir können zusammen nach Hause reiten. Dann können wir aufpassen, dass Euch nichts passiert.« Sein Tonfall klang ernst, aber Ida glaubte, in seiner Stimme einen boshaften Sarkasmus zu hören, und ein Schauer lief ihr über den Rücken. Hastig drückte sie ihrem Wallach die Unterschenkel in die Flanken. Hoffentlich blieben die Ritter bei dem Knecht, der mit dem Pferdekarren deutlich langsamer war.

Nach einer Weile drehte sie sich um und erkannte, dass der Trupp ihr dichter auf den Fersen war als ihr lieb sein konnte, und Dietrich fuhr mit dem Wagen schneller als er sollte. Damit riskierte er einen Achsenbruch und den Verlust der Ladung. Sie blickte wieder nach vorne, schnalzte mit der Zunge und trieb mit wild klopfendem Herzen ihren Wallach erneut an. Als sie sich später ein weiteres Mal umschaute, waren Dietrich und seine Begleiter nicht mehr zu sehen. Erleichtert gönnte sie dem Pferd eine leichtere Gangart und dachte darüber nach, ob es ihren Verfolgern möglich war, ihr den Weg abzuschneiden. Doch da sie am Rhein entlang auf direktem Weg auf die Burg zuhielt, war das unwahrscheinlich.

Als sie verschwitzt, aber unversehrt durch das Burgtor ritt, konnte sie ihre Erleichterung kaum verbergen. Bei ihrem nächsten Ausritt würde sie vorsichtiger sein, schwor sie sich. War es ratsam, ihrer Mutter

von der Begegnung mit Dietrich, seinen Unverschämtheiten und feindselig dreinblickenden Begleitern an der Aue zu erzählen? Dann müsste sie allerdings zugeben, dass sie sich alleine weit von zu Hause entfernt hatte.

›Ich halte besser den Mund‹, entschied sie.

Zu ihrer Überraschung wimmelte es im Burghof von Rittern in Waffenröcken in den Greifenfels-Farben, bewehrt mit Helmen und Schilden. Ein Dutzend Pferde wieherte und tänzelte nervös auf der Stelle, während die Stallknechte zwischen ihnen hin- und hereilten, um sie zu versorgen. Am Brunnen in der Mitte des Hofes angelehnt ragte das Banner mit dem aufgestickten, roten Adler empor.

Rasch stürmte Ida in die Halle. Dort stand ihr Vater Gero von Rheinsporn in ein Gespräch mit ihrem Großvater Theoderich und ihrem Patenonkel Adebar versunken. Die Mienen ihrer Verwandten, die ebenfalls Waffenröcke trugen und ihre Helme in den Händen hielten, die Aufregung im Saal und die Blässe ihrer Mutter ließen Ida Schlimmes befürchten. Augenblicklich legte sich ein Mühlrad auf ihre Brust, und sie vergaß für einen Moment den Vorfall in der Rheinaue.

Rasch richteten die Diener eine Mahlzeit für die Gäste her. Mit unguen Vorahnungen zog sich Gero von Rheinsporn mit Schwager und

Schwiegervater in einen Nebenraum zurück, um ungestört sprechen zu können. Hier hatte er als Kind auf dem Steinboden mit Strohperden gespielt. Noch immer wurde der Raum von dem nachgedunkelten Balken dominiert, der die Deckensparren hielt und dabei selbst von einer hölzernen Verstrebung gestützt wurde, die an einen kräftigen Mann erinnerte, der beide Arme in die Höhe streckte. Die mit geweißtem Lehm verputzten Wände zierten verblichene Malereien.

Theoderich von Greifenfels ging zum Tisch in der Mitte der Kammer, wobei er ein Bein hinter sich herzog. Schwerfällig setzte er sich und nahm mit seinen breiten Schultern dabei mehr Raum ein als sein Sohn. Auf seinem Gesicht lag Missmut, und er hielt die dichten, grauen Augenbrauen fortwährend zusammengezogen, während er Gero über die Umstände ihres Besuchs aufklärte: »Eigentlich hatte der Kaiser seine Truppen für den Feldzug gegen die Friesen gesammelt. Doch nun stellt sich ihm Friedrich von Schwarzenburg, der Erzbischof von Colonia, entgegen.«

»Warum tut er das?«, fragte Gero aufgewühlt.

»Ich habe gehört, dass sie um die Vogtei eines neugegründeten Klosters streiten«, erwiderte Theoderich und strich sich durch die ergraute Löwenmähne. »Das Verhältnis zwischen Heinrich dem Fünften und der römischen Kirche ist seit den Vorfällen um die Kaiserkrönung ohnehin angespannt.«

»Das ist kein Wunder«, warf Geros Schwager Adebar ein und sah Gero ernst aus seinen von dichten, schwarzen Wimpern umrahmten Augen an. Der sorgfältig gestutzte Bart betonte seine weichen Gesichtszüge. »Immerhin hat er, getrieben von dem gleichen Machthunger wie sein Vorgänger, den Heiligen Vater und seine Kardinäle gefangegenommen. Noch hält sich Papst Paschalis an das Exkommunikationsverbot gegen den Kaiser, obwohl es ihm unter Druck abgepresst wurde.«

»Ihr denkt, das könnte sich jederzeit ändern«, schloss Gero.

Vielsagend hob Theoderich die Schultern. »Wer weiß. Friedrich von Schwarzenburg hat sich öffentlich über den katastrophalen Zustand der Kirche im Reich beschwert. Die Bürger von Colonia wollen verhindern, dass eine allgemeine Steuer eingeführt wird. Sie haben zudem mehrfach erfolglos das unbarmherzige Handeln eines Ministerialen Heinrichs beanstandet. Unterdessen hat der Erzbischof die Aufständischen hinter sich vereint.« Mit grimmiger Miene startete sein Schwiegervater auf die gedeckte Tafel, ohne etwas von den Speisen anzurühren, die die Diener kurz zuvor vor ihnen abgestellt hatten.

»Schon die gewaltsame Verfahrensweise des Kaisers gegenüber dem Papst vor ein paar Jahren hat für schlechte Stimmung gesorgt«, fügte Adebar hinzu. »Viele halten ihn seitdem für bösartig und hinterlistig. Über den Tod Siegfried von Ballenstedts, der in einem Hinterhalt

verwundet worden war, soll er sich diebisch gefreut haben. Kein Wunder, dass unter diesem Signum derweil auch das Vorgehen gegen seinen eigenen Vater gewertet wird. Ich glaube, deshalb ist neben anderen Friedrich von Schwarzenburg von ihm abgefallen. Gut, dass du nur ein Bündnis gegen den Trierer Erzbischof mit dem von Colonia eingegangen bist und nicht noch eins gegen Heinrich«, schloss er an seinen Vater gerichtet. »Sonst müssten wir uns zwischen unserem Bündnispartner und unserem Lehnsherrn entscheiden.«

Theoderich brummte zustimmend. »Was wir glauben, spielt keine Rolle. Gleichwohl dreht sich mir der Magen um bei dem Gedanken, dass wir für diesen verräterischen Kaiser kämpfen müssen, der seinen eigenen Vater und den Papst so schändlich behandelt hat.«

›Und noch dazu in deinem Alter‹, dachte Gero, verkniff sich die Bemerkung jedoch und setzte stattdessen einen Becher unverdünnten Wein an seine Lippen. Auch er rührte das Essen nicht an. Bei dem Gedanken, so kurz nach seinem Ritterschlag ins Feld ziehen zu müssen, war ihm mulmig zumute. Er hatte kaum Gelegenheit gehabt, seine Kampfübungen wieder aufzunehmen. Gedankenverloren sah er zu dem Schemel mit den Stickereien seiner Mutter und dem Wandteppich mit der Saujagd, der einmal in ihrer Kammer gehangen hatte. Sein Onkel hatte beides in die große Halle geholt. Aber Gero wollte nicht ständig an Bertolt und

dessen unwürdiges Treiben auf dieser Burg erinnert werden. Die Erinnerung an das Gelage, in das die Schwertleite von Bertolts Knappen ausartete, war unangenehm genug. Er dachte an die harmlosen Kinderspiele mit Strohpferden in diesem Raum. Damals hätte er sich nicht träumen lassen, dass er hier zu seinem ersten Waffengang gerufen würde. Musste er nun wie ein unerfahrener Bauer über das Schlachtfeld stolpern?

Im Frauenturm saß Ida auf einem Hocker in der Kemenate ihrer Mutter. Diese hatte den Raum zusammen mit den Kammerfrauen den Winter über wohnlich gestaltet und mit einem Wandteppich verziert. Ihr Vater hatte die Wände vertäfeln lassen, was das Zimmer deutlich wärmer machte als die restlichen Kammern im Wohnturm. Der Kamin gähnte, jetzt im Sommer verwaist und kalt, wie ein weit geöffnetes Löwenmaul in die Leere. Lehnssessel mit gepolsterten Sitzen und Schnitzereien an Beinen und Lehnen vermittelten dennoch Behaglichkeit.

»Müssen Vater und die anderen Männer in die Schlacht ziehen?«, fragte Ida und bemühte sich, die Schmerzen auf ihrer Kopfhaut zu ignorieren.

Ihre Mutter fuhr mit kräftigen Bürstenstrichen durch Idas braune Locken, die sich nach dem Ausritt heute Nachmittag widerspenstig verheddert hatten. »Ja«, sagte sie nur knapp. »In Colonia.«

»Worum geht es bei dieser Auseinandersetzung?«

»Das weiß ich nicht. Ich werde es wohl erst am Abend erfahren. Ein Glück, dass Colonia nur wenige Meilen von hier entfernt ist, euer Vater also schnell wieder bei uns auf der Burg sein kann.«

»Ja, es könnte alles viel ärger sein«, warf Idas jüngere Schwester Mechthild ein und drehte sich eine goldbraune Haarsträhne über zwei Finger. Im Gegensatz zu Ida, die kräftiger gewachsen war, hatte Mechthild die zierliche Figur ihrer Mutter geerbt und sich in kurzer Zeit an die Annehmlichkeiten auf der Burg gewöhnt. »Unsere Kammerfrau Helene sagt, der Kaiser hätte ihm auch befehlen können, dass er mit ihm gegen die Sachsen oder in Rom kämpfen soll. Und das sei ganz weit weg.«

»Du musst nicht alles für bare Münze nehmen, was in der Dienerschaft geredet wird. Aber Helene hat recht. Dennoch ist es beunruhigend, dass in der näheren Umgebung Gefechte stattfinden. Man weiß nie, wie sie enden, oder ob nicht die Burg und das eigene Leben bedroht sein werden«, wandte ihre Mutter ein und schüttelte Idas Haar auf, sodass es ihr in weichen Wellen bis zu den Schulterblättern hinabfiel. »Es ist schlimm genug, dass bereits die Erzbistümer Colonia und Trier um die Herrschaft in Andernach streiten und dabei der Königshof zerstört wurde.«

Alle drei schwiegen eine Weile, dann sagte ihre Mutter zu Mechthild: »Liebes, geh bitte in deine Kammer. Ich habe Vertrauliches mit Ida zu besprechen.«

Ihre Schwester verzog die Lippen zu einem Schmolmund, was ihren hübschen Gesichtszügen etwas Weiches verlieh, begab sich aber widerspruchslos nach nebenan. Als sie die Tür hinter sich geschlossen hatte, drehte Sigrun Ida zu sich herum. Der Schleier der verheirateten Frauen, den ihre Mutter mittlerweile trug, betonte ihr schmales, schönes Gesicht, in das sich in den letzten Jahren unaufhörlich Linien und erste Falten eingeschlichen hatten. »Und nun sag mir, meine Große, wo du heute gesteckt hast. Helene hat dich lange vergeblich gesucht.«

Verlegen senkte Ida den Blick. »Ich bin mit Vaters Wallach ausgeritten.«

Ihre Mutter zog die geschwungenen Augenbrauen zusammen. »Ganz allein?«

Ida senkte den Blick noch etwas tiefer, bevor sie mit einem Ruck den Kopf hob und ihrer Mutter fest in die durchscheinend hellgrauen Augen sah. »Ja.«

»Du weißt, dass du das nicht darfst. Warum hast du es trotzdem gemacht?«

»Weil ich es kann und frei sein möchte. In Thure musste ich auch nicht den ganzen Tag in unserer Hütte hocken und sticken. Da konnte ich herumlaufen und mit anderen Kindern spielen.«

»Ja, genau, in Gesellschaft, nicht mutterseelenallein! Wer hätte dir geholfen, wenn der Wallach gestrauchelt wäre und du gestürzt? Niemand wusste, wo du bist und wo wir dich hätten suchen müssen. Möchtest du tagelang verletzt auf irgendeinem Feld liegen, ohne dass dir jemand hilft?«

»Mutter«, beschwichtigend griff Ida nach ihren Unterarmen, »das ist nicht passiert. Ich bin eine gute Reiterin, das wisst Ihr. Vater wird mir sogar seinen Fuchshengst anvertrauen, sobald ich groß genug für ihn bin. Ich tue nichts Unbedachtes.« Es mutete sie immer noch merkwürdig an, in Gesellschaft nun plötzlich »Ihr« zu ihrer Mutter sagen zu müssen, die sie ihr ganzes Leben lang geduzt hatte. Waren sie unter sich, durfte Ida weiterhin das »du« benutzen. Allerdings kam sie damit durcheinander, genauso wie ihre Geschwister.

»Alleine so weit fortzureiten ist unbedacht!«, widersprach ihre Mutter heftig. »Du hast ja keine Ahnung, was dir alles passieren könnte. Es ist viel zu unsicher für eine junge Frau, ohne Begleitung durch die Gegend zu reiten. Dir könnten überall Gesetzlose auflauern. Oder verdorbenes Gesindel, das nichts lieber täte, als ein unschuldiges Mädchen zu schänden. Hast du vergessen, was mit Luitgard geschehen ist?«

Ida atmetet tief aus. »Nein, das habe ich nicht. Aber glaubt mir, das wird mir nicht zustoßen. Ein solches Schicksal ist für mich nicht vorbestimmt.«

»Wie kommst du denn darauf?«, fragte Sigrun mit verblüfftem Gesichtsausdruck. »Wieso glaubst du zu wissen, welches Schicksal für dich vorbestimmt ist?«

»Ich weiß es einfach, Mutter. Vertraut mir«, erwiderte Ida mit fester Stimme, obwohl ihr bei dem Gedanken an das Aufeinandertreffen mit Dietrich und den düsteren Rittern in der Aue mulmig wurde.

Als Dietrich beim Nachtmahl in der von Menschen, Gerüchen und Geräuschen überfüllten Halle erschien, senkte Ida den Kopf und tat, als hätte sie ihn nicht gesehen. Demonstrativ plauderte sie mit ihrer Schwester, die vergeblich versuchte, ihr zu entlocken, worüber sie mit ihrer Mutter gesprochen hatte. Dennoch entging es Ida nicht, dass der Knecht ihr von Zeit zu Zeit Blicke zuwarf, als wollte er sagen: ›Ich kenne dein Geheimnis.‹ Ab und an endeten sie mit einem durchtriebenen Grinsen. Sie schwor sich, ihm künftig konsequent aus dem Weg zu gehen.

Äußerlich schien alles zu sein wie immer. Die Tafel war reich gedeckt, an den Wänden und im Kandelaber, der über der Mitte des

Tisches von der Decke herabhing, verbreiteten unzählige Kerzen ein heimeliges Licht. Die dunkelrot gefärbten Vorhänge an den Fenstern schimmerten und die Wandmalereien wirkten im flackernden Kerzenlicht lebendig. Dennoch war die Stimmung im Saal trotz des hin und wieder aufbrandenden Gemurmels und Lachens getrübt von dem drohenden Unheil, das über ihnen allen schwebte – dem bevorstehenden Waffengang.

Ida nahm die versammelte bunt gekleidete Schar in Augenschein und fragte sich, wen von den Männern sie heute wohl zum letzten Mal sah. Ihr Vater hatte elf Edelleute in den Dienst genommen. Die meisten von ihnen waren Nachgeborene und ehemalige Gefolgsleute seines verstorbenen Freundes Siegfried von Ballenstedt. Andere hatten gemeinsam mit ihm die Knappenzeit auf Laach verbracht, so auch Albrecht, den er zu seinem ersten Ritter gemacht hatte.

Vom Kopf der Tafel schaute ihr Großvater Theoderich mit gerunzelter Stirn zu ihr herüber, als missbilligte er ihr Benehmen. Sie kannte ihn erst seit der Schwertleite ihres Vaters im Frühjahr. Ungeachtet der Versicherung ihrer Mutter, er sei in seinem Inneren ein liebenswürdiger Mensch, tat sich Ida mit dem äußeren Wesen Theoderichs schwer, das sie als ruppig und aufbrausend empfand. Zudem hatte die Heilerin Meda von Trier ihr den Grafen von Greifenfels als wenig umgänglich

beschrieben. Wahrscheinlich mussten ihr Großvater und sie sich erst ein bisschen besser kennenlernen, damit sie die Seite sehen konnte, die ihre Mutter an ihm schätzte. Doch wie sollte das gehen? Sie sahen sich ja kaum. Vielleicht war es ohnehin egal, wie der alte Mann war, solange er keinen Einfluss auf ihr Leben nahm.

Über die Anwesenheit ihres Patenonkels Adebar dagegen freute sie sich. Er war das einzige Familienmitglied, das sie schon länger kannte, denn er hatte sie hin und wieder in Thure besucht und manchmal Geschenke für sie dabei gehabt. Den Bruder ihrer Mutter hatte Ida ins Herz geschlossen. Er war ein freundlicher Mensch, oft für ein Spiel zu gewinnen, und hatte stets ein offenes Ohr für seine Nichten und Neffen. Mit einem Augenzwinkern nickte er ihr zu, während er dem Tischgespräch der Männer folgte.

Als ihr Vater die Tafel aufhob, betrachtete Ida voller Bewunderung seine hochgewachsene, kräftige Statur und hoffte, dass er stark genug war, um in den kommenden Kämpfen zu bestehen. Sie wusste nicht viel darüber, wie es bei solchen Schlachten zuing, und das wenige nur vom Hörensagen. In der dörflichen Gemeinschaft hatte kaum jemand damit Erfahrung gemacht. Doch was sie wusste, reichte, um Angst um ihren Vater, Onkel und Großvater zu haben. Gedankenverloren schickte sie ihre jüngere Schwester in Begleitung der Kammerfrau Helene voraus

in ihre gemeinsame Kemenate. Dann schlich sie sich in den Pferdestall, um ihrem Wallach Äpfel zu bringen. Als Dank dafür, dass er sie heute zuverlässig nach Hause gebracht hatte. Der bevorstehende Feldzug beunruhigte sie, und im Stall konnte sie sich ein wenig ablenken.

Das Pferd schnaubte leise, als sie in seine Box trat, ihm über die Nüstern streichelte und Apfelstücke vors Maul hielt. Es roch nach Hafer und Heu, und es war wohltuend still. Sie kam gerne her, weil sie hier ungestört ihren Gedanken nachhängen konnte. Die Begegnung mit Dietrich in der Rheinaue beschäftigte sie noch immer. Die Befürchtung, in Gefahr gewesen zu sein, hinterließ ein ungutes Gefühl, und ihr Herz klopfte bei der Vorstellung, was die Männer ihr hätten antun können. Sie war heilfroh, dass nichts dergleichen geschehen war und dass sich ihr Glaube an ein andersartiges für sie bestimmtes Schicksal bestätigt hatte.

Unvermittelt hörte sie ein hektisches Rascheln am hinteren Ende des Stalls und zuckte zusammen. Mit angehaltenem Atem trat sie an den Rand der Box und starrte in die Dunkelheit, aus der sich zwei Gestalten erhoben, Stroh aus den Kleidern klopfen und sich lachend Richtung Burghof wandten. Erleichtert atmete Ida wieder aus. Offenbar hatten sich ein Knecht und eine Magd im Heu vergnügt, wobei ihr der Knecht bekannt vorkam. Dann sah sie, dass es Dietrich war, der prustend aus dem Stall stob. Nun schien er also auch noch dem zweifelhaften Ruf des

früheren Burgherrn Bertolt nachzueifern und die Mägde am Hof zu schwängern. Ida seufzte und schwor sich, dass sie ihn eigenhändig dafür büßen lassen würde, sollte er jemals Hand an sie oder ihre Schwester legen.

Eine Weile blieb sie noch bei ihrem Wallach. Auf keinen Fall wollte sie Dietrich und der Magd auf dem Hof begegnen. Sie dachte an das, was die beiden vermutlich im Stroh getan hatten. Seufzend wandte sie sich mit einem letzten Klopfen auf den Hals des Pferdes ab. Der Burghof musste inzwischen wieder menschenleer sein, und sie würde unbeobachtet in den Frauenturm gelangen können. Sie huschte in die Dunkelheit und erschrak, als sich ein Schatten von der Stallwand löste.

»Sieh an, die hochwohlgeborene Grafentochter schleicht im Dunkeln auf der Burg herum«, höhnte Dietrich mit tiefer Stimme. Wie in Schockstarre verfallen blieb sie stehen und heftete ihren Blick auf ihn.

»Und beobachtet uns heimlich«, fügte er hinzu.

Schamröte trieb ihr ins Gesicht. »Nein, habe ich nicht.«

»Hat es Euch Freude bereitet?«

Sie ahnte sein breites Grinsen mehr als dass sie es sah. »Wer könnte schon Freude beim Anblick deines behaarten Hinterteils empfinden?«, erwiderte sie schroff.

Er lachte schallend. »Ruth tut es, und nicht nur sie.«

Zunehmend gewann Ida ihre Fassung zurück. Auf der Burg fühlte sie sich sicher. »Nun ja, sie muss es dann ja nicht sehen.«

Sein Lachen ging in ein Glucksen über. »Ich muss sagen, Ihr gefällt mir. Man merkt, dass Ihr in einem Stall aufgewachsen seid und nicht in einem feinen Frauenturm.«

»Genau wie du. Und trotzdem habe ich bessere Manieren.«

»Was sucht Ihr nach dem Nachtmahl bei den Pferden? Solltet Ihr nicht wohlbehütet in Eurer Kemenate hocken?«

»Das Gleiche könnte ich dich fragen. Hast du keine Aufgaben mehr für den Grafen zu erfüllen, dass du Zeit findest, bedauernswerte Mägde ins Unglück zu stürzen?«

»Na, bedauernswert wirkte Ruth nun wirklich nicht. Eher das Gegenteil würde ich sagen.«

Ida wandte sich ab. »Diese Unterhaltung führt zu nichts.«

»Und wenn ich Eurem Vater sage, dass ich Euch hier angetroffen habe?«, rief er ihr nach.

»In diesem Fall sage ich ihm, was du im Stroh getrieben hast«, erwiderte sie über die Schulter und eilte ins Haus.

Mit verbissenem Gesicht half Helene Ida kurze Zeit später beim Ablegen ihrer Kleidung. Obwohl sie eines von Bertolts unehelichen Kindern

war, schien sie keinen Groll gegen die Familie Geros zu hegen. Männliche Bastarde des vorigen Burgherrn gab es dem Anschein nach nicht auf der Burg. Ein paar seiner Töchter verdingten sich als Mägde und Helene als Kammerfrau. Ida sah in ihr eine gute Seele, sowohl ihr selbst als auch ihrer Mutter zugetan. Auf ihrem offenen Gesicht mit den hervortretenden Augen lag meist ein Ausdruck zufriedener Freundlichkeit. Doch heute war ihre Miene ernst. Nach einer Weile fiel Ida ihr beharrliches Schweigen auf.

»Was bedrückt dich?«, fragte sie.

Helene hielt in der Bewegung inne. »Ich musste die Gräfin anschwindeln«, sagte sie mit vorwurfsvollem Unterton.

Hastig sah Ida zu Mechthilds Bettstatt hinüber. Die Kleine schien bereits fest zu schlafen. »Warum das?«

»Weil sie unmittelbar nach dem Nachtmahl gefragt hat, ob Ihr Euch in Eurer Kammer aufhaltet.«

Ida fuhr herum. »Oh. Und was hast du geantwortet?«

»Dass Ihr Euch bereits zum Schlaf niedergelegt hättet«, erwiderte die Dienerin mit einem strafenden Blick.

»Warum hast du das getan?«

Helene zog ihr die farbenfroh bestickte Tunika über den Kopf. »Weil ich nicht wollte, dass Ihr Ärger bekommt.«

Ida fasste nach ihrem Arm. »Danke, das ist sehr lieb von dir. Du hast etwas gut bei mir.«

»Ich werde Euch daran erinnern, wenn Ihr mich wieder in eine so missliche Lage bringt.« Helene machte sich an Idas Unterkleid zu schaffen. »Verratet Ihr mir, wo Ihr Euch aufgehalten habt?«

Ida hob die Arme, damit die Kammerfrau ihr das Wäschestück über den Kopf streifen konnte. »Ich habe meinem Wallach Äpfel in den Stall gebracht.«

Helene legte die Kleidungsstücke über einen Holzstuhl mit aufwendigen Schnitzereien und seufzte. »Musste das um diese Stunde sein?«

Ida schlang die Arme um ihren nackten Oberkörper. »Ja.«

Die Kammerfrau, nur wenige Jahre älter als sie selbst, streifte ihr das Nachthemd über und flocht Idas Haar zu festen Zöpfen.

»Ich habe dort Dietrich angetroffen, der sich mit Ruth, der Küchenmagd, im Stroh vergnügt hat«, fuhr Ida fort.

Mit einem missbilligenden Ausdruck schüttelte Helene den Kopf. »Seht Ihr? Aus diesem Grund sollt Ihr Euch um diese Zeit nicht mehr außerhalb des Frauenturms aufhalten. Wenn Eure Mutter oder gar der Graf davon erfährt, wird das Ärger geben.«

Ida ignorierte ihre Bedenken. Die Eltern würden ihr nicht lange böse sein. »Denkst du, er liebt sie?«, fragte sie stattdessen.

Die Kammerfrau brummte. »Das glaube ich kaum. Mein Bruder bleibt nie länger als ein paar Wochen bei einer Gespielin.«

Überrascht sah Ida Helene an, deren blondes Haar nicht im Entferntesten an Dietrichs dunkle Mähne erinnerte. »Dietrich ist dein Bruder? Ist auch er ein uneheliches Kind Bertolts?«

»Ja. Genau genommen ist er mein Halbbruder, denn wir haben nicht die gleiche Mutter.«

Schlagartig verstand Ida, warum er sich ihr gegenüber feindselig und unverschämt verhielt. Idas Großonkel Bertolt war dreißig Sommer lang Burgherr von Rheinsporn gewesen und hatte ihrem Vater, dem rechtmäßigen Erben, nach dem Leben getrachtet. Ihr Vater hatte ihn getötet. In Notwehr zwar, doch was zählte das für Bertolts Sohn, der danach ohne seinen Vater zurechtkommen musste? Vielleicht hatte er sich trotz seines misslichen Standes Chancen ausgerechnet, Rheinsporn einmal selbst übernehmen zu können. So sehr sie Helene mochte, so sehr misstraute Ida deren Halbbruder Dietrich. Er schien ihr hinterhältig und berechnend zu sein, und nun wurden diese Züge nachvollziehbar.

Sie besann sich auf das Gespräch mit ihrer Dienerin, in der sie eine Vertraute sah, mit der sie offen über alles reden konnte. Mechthild war für vieles noch zu klein und petzte außerdem hin und wieder. »Liebt Ruth denn Dietrich?«, fragte sie.

»Vermutlich ebenso wenig«, antwortete Helene.

»Warum tun sie dann diese Dinge miteinander? Ich möchte nur jemandem, den ich liebe, derart nah sein.«

Helene seufzte. »Es ist nicht immer alles so einfach im Leben. Manchmal kommt einem die Wollust in die Quere. Und Ihr werdet die Ehe mit einem Mann eingehen müssen, den der Graf für Euch aussucht, egal ob Ihr ihn liebt oder nicht.«

»Mein Vater hat mir versprochen, dass er mich erst verheiratet, wenn ich einwillige«, fuhr Ida auf. »Ich will eigentlich überhaupt nicht heiraten, sondern eher wie die Heilerin Meda andere Pläne verfolgen oder auf den Mann warten, den sie mir geweissagt hat.«

Helene schlug die Kaninchenfelldecke auf Idas Bett zurück. »War das die Kräuterkundige, die dieses Arzneibuch verfasst hat, das Ihr und Eure Mutter immer zu Rate zieht, wenn jemand an einer Krankheit leidet?«

Ida ließ sich auf der Bettkante nieder. »Ja, genau. Sie war die Wehmutter meiner Eltern und eine Heilerin.«

»Sie muss eine weise Frau gewesen sein«, sagte Helene, und Ida hörte echte Anerkennung in ihrer Stimme.

»Das war sie, und sie besaß das zweite Gesicht. Ich bedauere, dass sie nicht mehr Zeit hatte, ihr Wissen an mich weiterzugeben. Das Buch ist der einzige Schatz, der uns von ihr geblieben ist.«

»Also solltet Ihr ihn hüten wie Euren Augapfel«, sagte Helene ernst.

»Das tun wir.« Ida kroch unter die Decke. »Ich werde nicht vor-schnell irgendjemanden heiraten. Es gibt bereits einen Mann, der für mich vorbestimmt ist.«

Helene beugte sich zu ihr vor. »Wer sollte das sein?«

Erneut griff Ida nach ihrem Arm. »Versprichst du mir, es für dich zu behalten, wenn ich es dir erzähle?«

Einen Moment lang zögerte die Kammerfrau, dann siegte offenbar die Neugierde. »Ich verspreche es.«

Verschwörerisch zog Ida sie zu sich herunter und flüsterte in ihr Ohr.

Helene lauschte mit angehaltenem Atem. »So wollt Ihr also die Ehe mit ihm eingehen?«

»Wieso sollte ich ihn heiraten? Es genügt doch, wenn ich mit ihm zusammen bin.«

Die junge Kammerfrau öffnete die Augen weit und wisperte: »Das sind gefährliche Ideen, die Ihr äußert.«

Ida zuckte mit den Schultern. »Schon möglich. Aber ich werde mich an keinen Mann binden, der mich beherrschen und unterdrücken will. Oder in mir nicht mehr als einen Zeitvertreib sieht, wie Dietrich das anscheinend mit Ruth tut.«

»Was hat Dietrich damit zu tun?« Helene richtete sich auf, sodass Ida zu ihr aufschauen musste.

»Na, weil ich ihn im Stall beobachtet habe. So etwas will ich nicht. Ich möchte eine tiefe Liebe erleben, so wie die, die meine Eltern zueinander empfinden.«

»Das verstehe ich gut, Herrin, und ich wünsche es Euch von Herzen. Leider passiert das sehr selten.«

Ida legte sich auf den Rücken und zog sich die Decke bis unters Kinn. »Dann verzichte ich halt ganz darauf.«

Am liebsten hätte sich Ida tags darauf die Ohren zugehalten, als die Kriegsvorbereitungen begannen. Die Burg hallte wider von den harschen Zurufen der Ritter, dem Scheppern der Kampfausrüstungen und den scheuernden Geräuschen, wenn Knappen mit einer Mischung aus Urin und Sand den Rost von den Waffen schrubbten. Ganz Rheinsporn war in Aufruhr geraten, als hätte der Kaiser mit seinem Zepter in einen steinernen Ameisenbau gestochen. Was Ida beobachtete, war ihr nicht geheuer.

Die Mienen der Männer erschienen ihr mal missmutig, mal sorgenvoll und manchmal erwartungsfroh. Letzteres konnte sie sich nicht erklären. Bereitete es Männern Freude, ihre Kräfte mit anderen im Kampf auf Leben und Tod zu messen? Ida dachte an Ruben und seine

Wettkämpfe mit den Jungen aus dem Dorf. Sie hatten nur verbotenerweise mit selbstgebauten Armbrüsten auf Zielscheiben aus Stroh geschossen und hin und wieder auf Wildtiere. Aber nie auf Menschen, und ihr eigenes Leben hatten sie dabei ebenso wenig riskiert.

Gerne wäre sie nun ein weiteres Mal ausgeritten, um Klarheit in ihre Gedanken zu bringen und um die Furcht loszuwerden, die sie empfand. Doch so kurz nach ihrem letzten Abenteuer wagte sie das nicht. So nahm sie sich Mechthilds an, um das Mädchen vom Treiben in der Burg abzulenken. Das ungute Gefühl, das sie bei dem Kriegszug der Ritter beschlich, wurde sie indessen nicht wieder los.

Am nächsten Morgen stand Ida gemeinsam mit ihrer Mutter, Mechthild und ihrem jüngsten Bruder Gregor auf der Eingangstreppe, um die Männer zu verabschieden. Der ganze Burghof starrte von blank geschauerten Waffen, kraftstrotzenden Rittern in klirrenden Kettenhemden und Pferden in bunten Schabracken. Farbige Wimpel und Banner an langen, hin- und herwogenden Stangen wehten im Wind. Man hätte glauben können, eine Schar von Spielleuten sei wie die biblische Heuschreckenplage in einen Jahrmarkt eingedrungen. Aber Ida wusste, dass stattdessen ein ungewisser Abschied nahte, und konnte dem Anblick nichts Erfreuliches abgewinnen.

Mit der Hilfe eines Knappen erklimm ihr Großvater Theoderich sein Streitross, indem er das versehrte Bein ungelenkt über den Pferderücken schob.

›Ein alter Mann, der nicht mehr selbst sein Pferd besteigen kann, sollte nicht in eine Schlacht geschickt werden, in der es nur ums Töten geht‹, dachte sie. Er hatte nicht mehr die rechte Verfassung für eine gewalttätige Auseinandersetzung. Doch was galt schon die Meinung einer Zwölfjährigen?

Als ihr Vater sich von ihr verabschiedete, raunte sie ihm ins Ohr: »Bitte komm ganz schnell wieder zurück. Ich fühle mich ohne dich nicht wohl auf der Burg.«

Er nahm sie in den Arm, und sie spürte die Kälte seines Kettenhemdes auf ihrer Haut. »Du bist hier in Sicherheit, Liebes.«

›Ich traue Dietrich nicht‹, flüsterte sie.

Ihr Vater strich ihr über den Kopf. »Das sind Vorurteile, Kind. Mir fehlt jetzt die Zeit, dir zu erklären warum, aber sei nett und höflich zu ihm.«

Ida presste die Lippen zusammen. Da sich Dietrich ihr gegenüber weder nett noch höflich verhielt, handelte es sich bei ihrem Misstrauen nicht um ein Vorurteil. Es war vielmehr das Ergebnis von Erfahrungen. Widerstrebend nickte sie. Es würde ihr schwerfallen, die Anweisung zu befolgen.

Dann musste sie hilflos mitansehen, wie ihr geliebter Vater im blau-weißen Rheinsporner Wappenrock mit Löwenkopf-Applikation durch das Burgtor ritt, um für Kaiser Heinrich den Fünften in den Kampf zu ziehen. Sein eigener Vater hatte in einer Schlacht für den Vater des Kaisers sein Leben lassen müssen, als Gero erst zwei Sommer zählte. Und ihr Großvater Theoderich hatte nur mit viel Glück überlebt, als er im Zweikampf beinahe sein Bein verlor. Bedrückt folgte Ida ihrer Mutter und ihren Geschwistern auf die Wehrmauer und schaute dem Tross so lange hinterher, bis nur noch eine Staubwolke in der Ferne zu erkennen war.



MEHR
DAVON





DAS VERMÄCHTNIS DER MEDA VON TRIER

Oberlothringen zu Beginn des 12. Jahrhunderts: Das Reich Kaiser Heinrichs V. wird noch immer von Kämpfen erschüttert, und Gero muss sich am Mittelrhein gegen neue Feinde behaupten. Zudem stellt seine Familie ihn vor große Herausforderungen. Seine älteste Tochter Ida verweigert sich allen Bewerbern im Vertrauen auf die Weissagung der Heilerin Meda von Trier, dass es für sie nur einen Gefährten gibt. Unversehens gerät Ida in ein ungleiches Kräftermessen, geschürt durch Hass und Rachsucht. Gelingt es ihr trotz Gefahr und einem tragischen Vertrauensbruch, ihre Bestimmung zu finden und Medas Heilkundebuch zu bewahren?

Eine neue Generation auf Burg Rheinsporn zwischen Vergeltung und Liebe an einer Zeitenwende.

Die mit Spannung erwartete Fortsetzung der Meda von Trier Saga!

Christine Röhmer. Historischer Roman



Taschenbuch
516 Seiten

ISBN 978-3-948063-48-1



E-Book

ISBN 978-3-948063-49-8



BAND 1

Taschenbuch
& E-Book

CHRISTINE
RHÖMER



**DAS MÜNDEL
DER (MEDA)
VON TRIER**

pingulletta

DAS MÜNDEL DER MEDA VON TRIER

CHRISTINE
RHÖMER

BAND 2

Taschenbuch
& E-Book

Neu ab
01.08.2024



**DAS
VERMÄCHTNIS
DER (MEDA)
VON TRIER**

pingulletta

DAS VERMÄCHTNIS DER MEDA VON TRIER



**DIE
(MEDA VON TRIER)
SAGA**

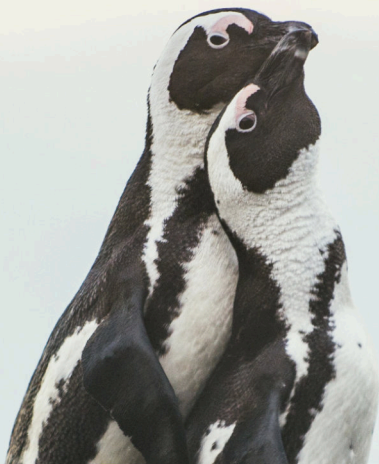


HALLO.

Wir sind pinguletta.

**Mehr
Lesestoff
von
pinguletta.**

pínguletta



Wundervoll.

Christine Rhömer

Das Mündel der Meda von Trier

Vergeltung und Liebe im Hochmittelalter.
Band 1 der Meda von Trier Saga.



© Sergej Uryadnikov / Shutterstock



Das Mündel der Meda von Trier

Lothringen im Hochmittelalter: Das Reich wird erschüttert von erbitterten Kämpfen um Geltung und Macht. Es ist die Zeit der Kreuzzüge, des weltberühmten Gangs Heinrichs IV. nach Canossa und der Stiftung des Klosters Maria Laach.

Im Jahre 1084 flieht die Heilerin Meda von Trier mit dem jungen Gero nach dem Tod seiner Eltern Richtung Greifenfels. Dort hofft sie, ihn vor einem Anschlag auf sein Leben schützen zu können. Doch die allgegenwärtige Gefahr und die verbotene Liebe zu Sigrun von Greifenfels begleiten Gero, bis er sich seiner Verantwortung und seinem größten Feind im alles entscheidenden Kampf stellen muss!

Ein fesselnder Roman über Vergeltung und Liebe an einer Zeitenwende.

Band 1 der Meda von Trier Saga.

Christine Rhömer. Historischer Roman



Taschenbuch
468 Seiten

ISBN 978-3-948063-38-2



E-Book

ISBN 978-3-948063-39-9





Heimliche Liebe.

Valeska Réon & Charlotte H. Schwarz

Verbotene Versprechen



SKOUTZ Award Siegertitel 2023 in der Kategorie »History«

VERBOTENE VERSPRECHEN

Frankreich 1498: Anne de Bretagne, Herzogin der Bretagne und Königin von Frankreich, hat bereits zwei Ehen hinter sich: König Maximilian I. hat sie nie kennengelernt, da die Ehe per procurationem geschlossen wurde. Ihr zweiter Mann König Karl VIII. kam unter mysteriösen Umständen ums Leben, all ihre sechs Kinder sind ebenfalls tot. Als sie die Hoffnung auf die wahre Liebe bereits aufgegeben hat, lernt sie Jean de Thyberon kennen, einen Ritter des Michaelsordens – und sieht sich plötzlich ihrem Seelenpartner gegenüberstehen. Nach einigen wunderschönen Monaten mit diesem gebildeten und humorvollen Mann müssen sich ihre Wege wieder trennen, denn das Protokoll befiehlt, dass Anne König Ludwig XII. zu heiraten hat.

Ich darf dich nicht lieben – so der Imperativ, der gleich einem Damoklesschwert über der Romanze der beiden schwe.

Valeska Réon. Charlotte H. Schwarz. Historischer Roman



Taschenbuch
308 Seiten

ISBN 978-3-948063-40-5



E-Book

ISBN 978-3-948063-41-2



pinguletta.de

**BUCHstaben zum Anhören.
Der pinguletta Podcast.**

QR-Code einscannen - und
ab geht's zum pingu-Podcast.



pinguletta

pinguletta Verlag

Durlacher Str. 32

75210 Keltern

Deutschland

Tel. 07231 932471

verlag@pinguletta.de

www.pinguletta.de